

Gekritzel auf Bierdeckel

Überschätzte Realität

Ein Aufruf zu Misstrauen – und eine Warnung vor dem Lesen

Gestern verschüttete ich den ersten Kaffee des Tages. Die Tasse landete auf dem hellen Teppich vor dem Schreibtisch. Die Energie des Aufpralls katapultierte Tropfen in alle Richtungen. Das Meiste sammelte sich aber in einer kleinen Pfütze. Sie breitete sich im hellen Stoff aus wie Tinte auf Löschpapier. Ich stand regungslos da. Erst erschrocken, kurz wütend, dann bloss noch kraftlos und resigniert. Ich liess mich in den Sessel plumpsen und starrte mit leeren Augen auf die Sauerei. Irgendwo miaute die Katze. Sie verlangte nach ihrem Frühstück. Ich sass einige Minuten da. Regungs- und beinahe bewusstlos. Ich hatte mein letztes Quäntchen Energie auf die Zubereitung dieses Kaffees verwendet. Ich hätte ihn so dringend gebraucht wie ein Verdurstender einen Schluck Wasser. Nun war er verloren. Und ich mit ihm. Irgendwann schüttelte ich mich, lachte leise, putzte den Teppich, fütterte die Katze, brühte mir einen neuen Kaffee und las die Zeitung.

Das Mondäne kann ermutigend, furchteinflössend, wunderschön, schmerzhaft, bedeutsam oder langweilig sein. Im Alltäglichen verbirgt sich Faszinierendes. Aber Erinnerung ist selektiv und irreführend. Sie ist keine objektive Beobachterin, sie ist Geschichtenerzählerin ohne Interesse an der Wahrheit. So sind auch die Texte dieser kleinen Sammlung zu verstehen. Sie sind weder wahr noch gelogen. Weder wichtig noch irrelevant. Weder hässlich noch schön. Vielleicht sind es Träume, vielleicht Erinnerungen, vielleicht fantastische Erzählungen. Für eine definitive Einschätzung fehlen die Beweise. So sind die Kaffeeplecken auf dem Teppich zwar ein starker Hinweis auf den morgendlichen Unfall – aber nichts deutet auf die darauffolgende Sinnkrise hin. Ob es sie wirklich gegeben hat?

Timo Züst, Juni 2022

eins

Manchmal fühlt es sich an, als ob jemand auf die «Pause»-Taste drückt. Man steht da, zwischen Menschen auf der Strasse, vor dem Kühlregal im Supermarkt oder irgendwo im Wald, und plötzlich steht alles still.

Dann die Frage:
Was soll der ganze Scheiss eigentlich?

Der Türrahmen aus gebürstetem Alu fasst eine undurchsichtige Glasfüllung ein. Die Kombination mit den schmutzgoldenen Klingeln links davon gibt einen Hinweis darauf, was mich im Treppenhaus erwartet: Marmorimitat, Stahlgeländer, Eierschalen-Verputz.

«Praxisgemeinschaft Muntz-Widmer»

Es ist das zweitoberste Schildchen. Ich klinge und öffne, als ich das metallische Surren höre. Dahinter wartet eine zweite Tür. Ich bin zu spät. Ich klinge erneut.

Die Wohnungstür steht offen. Meine schweren Schritte sind laut genug:

«Guten Tag, Herr Wyss! Sie können Ihre Schuhe gleich da beim Eingang hinstellen und sich ein Paar Pantoffeln nehmen, falls Sie möchten.»

«Guten Tag, Frau Muntz. Danke, das mache ich doch gern.»

Ich hatte aufgestellt, locker klingen wollen. Aber ich bin nach dem Treppensteigen kurzatmig. Ich spreche etwas zu schnell, stosshaft. Es ist mir peinlich. Die Pantoffeln sind nicht zu übersehen. Sicher 10 Paar liegen aufeinander. Dunkelblau, schwarz, violett und grau sind sie, mit einer gerillten Plastiksohle und einem billigen Vlies-Überzug. Wie viele schwitzige Füße da wohl schon dringesteckt haben? Ich schnappe mir das oberste Paar und schlüpfe rein. Sie sind etwas zu kurz, der Rand der Plastiksohle drückt unangenehm in meine Fersen. Ich behalte sie trotzdem an und folge Frau Muntz ins grössere der beiden Zimmer.

Die Praxisgemeinschaft befindet sich in einer ehemaligen Wohnung. Das Licht ist angenehm, es gibt viele Fenster. Der Boden ist mit altem Mosaikparkett überzogen. Er wirkt gepflegt, frisch geölt. Gegen Norden hin wölbt sich der Raum etwas – einst vielleicht eine gemütliche Lesecke. Jetzt stehen hier vier leere Sessel. Sie sind quadratisch angeordnet und bis auf die Farben fast identisch.

«Setzen Sie sich. Sie können sich einfach einen Platz aussuchen.»

«Na, das ist ja aufregend.»

Ich führe ein kleines Theater auf. Betrachte die Sessel einzeln, mache eine Bemerkung darüber, wie das Licht in den Raum fällt, und entscheide mich schliesslich für den, der dem Bücherregal am nächsten steht. «Wegen der Aussicht», sage ich Ich brauche keine Spiegel, um zu wissen, dass sich mein Gesicht dabei zu einem dümmlichen Grinsen verzieht. Ich rekapituliere kurz:

Erstens: Klingeln zweimal gedrückt.

Zweitens: Gehetzter Willkommens-Gruss.

Drittens: Schwarze, zu kleine Pantoffeln.

Viertens: Plump überspielte Unsicherheit bei der Stuhlwahl.

Dazu kommen:

Fünftens: Dreckige Schuhe und Hosen von der Velofahrt hierher.

Sechstens: Leicht schwitzige Achseln und Hände.

Siebtens: Ein unangenehmer Geschmack im Mund.

Achtens: Angespannte Körperhaltung.

«Bevor wir anfangen: Könnten Sie bitte dieses Formular hier kurz ausfüllen? Es geht um die Personalien, die Krankenkasse und einen Disclaimer. Einfach melden, wenn etwas unklar ist.»

Ich kritzle die nötigen Angaben auf die gepunkteten Linien. Danach schaue ich mich um. Wie eine Katze, die sich in einer fremden Umgebung befindet, verschaffe ich mir einen Überblick. Das Bücherregal ist ein guter Ausgangspunkt. Es verrät viel über den Besitzer: Was liest er? Wie sind die Buchrücken angeordnet? Alphabetisch? Thematisch? Hier erkenne ich auf den ersten Blick bloss eine Einteilung nach Autoren. Das meiste ist Fachliteratur. Aber ich mache auch einige Werke von Yalom aus. Ich habe viele seiner Geschichten aus dem Psychiatrie-Alltag gelesen. Sie haben mir gefallen. Ich war neidisch auf seine Patienten. Im Regal stehen auch einige Taschentuch-Reserve-Boxen. Weinen ist also erlaubt.

«Das ging schnell, danke. Wollen wir anfangen?»

Ich drehe den Kopf, schaue die Psychologin, meine Psychologin, zum ersten Mal richtig an. Sie ist sehr schlank und klein, fast schon zerbrechlich. Sie wirkt harmlos, das Lächeln nicht gespielt, die blonden Haare nicht übertrieben frisiert. Die Kleidung ist zweckmässig. Locker sitzende Jeans, eine dunkelblaue Bluse, darüber ein cremefarbener Cardigan.

«Klar, sorry, bin neugierig.»

Als wir wieder sitzen, fallen mir die vier kleinen Plastik-Wecker auf. Sie sind so platziert, dass man von jedem Sessel aus mindestens einen von ihnen im Blickfeld hat. Nichts sagt so sehr «you're on the clock» wie vier Plastik-Wecker.

«Nun, Herr Wyss. Sie haben in Ihrer E-Mail ...»

«... das mit den vielen Fehlern. Entschuldigen Sie. Hätte es nicht abgeschickt, wenn ich es noch einmal durchgelesen hätte.»

«Oh, ach nein, alles gut, war doch gut formuliert ...»

Ich muss daran denken, mehr zu schweigen. So können wir uns einige Lügen ersparen.

«... aber vielleicht können Sie mir noch einmal kurz sagen: Warum sind Sie hier?»

Ich war schon immer seltsam. Oder ich vermute es. Ich traue Erinnerungen nicht. Je weiter zurück ich denke, desto misstrauischer werde ich. Wie wissen wir, ob das, was wir heute für die damalige Realität halten, nicht bloss eine subjektive, emotionalisierte Interpretation ist? Wie sollen wir heute noch wissen, wirklich wissen, wie sich unser 5-, 13-, oder 16-jähriges Ich gefühlt hat? Wie können wir es wagen, zu behaupten, wir gäben Ereignisse, die so weit in der Vergangenheit liegen, korrekt wieder? Von Objektivität ganz zu schweigen.

Menschen mit Hyperthymesie haben ein nahezu perfektes Gedächtnis. Sie erinnern sich seit dem Kleinkindalter an fast alle Tage ihres Lebens und können deren Geschehnisse lückenlos abrufen. Ich weiss nicht, ob sie zu beneiden oder zu bemitleiden sind. Meine Erinnerungen beginnen spät. Ungefähr bei der Zeit der Einschulung. Alles davor ist ein Wirrwarr aus Farben, Gefühlen, Vermutungen und Fantasie. Meine Mutter erzählt von dieser Zeit. Wie ich als Kind seltsame Fragen stellte; wie ich ständig beobachtete; wie ich schon viel zu früh viel zu nachdenklich ausgesehen habe.

Ein Gefühl verfolgt mich allerdings, seit ich denken kann: Unvermögen. Ich muss irgendwann erkannt haben, dass die Welt ein gewaltiges Rätsel ist und mir die nötigen Fähigkeiten für dessen Entschlüsselung fehlen. Alles, was mir begegnete, schien zu gewaltig, zu kompliziert, um es wirklich zu verstehen: Natur, Mathematik, Sprache, Handwerk, Menschen. Ansonsten sind mir aus meiner Kindheit hauptsächlich Bilder oder ganze Sze-

nen geblieben. Einige davon sehe ich so klar vor mir, als wären sie einer dieser überscharfen 4K-YouTube-Filme. Und ganz wenige spüre ich sogar.

Es ist erstaunlich, wie viel Zeit man als Primarschulkind im Treppenhaus verbringt: Pausen, Zimmerwechsel, Gruppenarbeiten, Herumlungern. Ich habe mich dort wohler gefühlt als im Klassenplenum. Hier war man Teil eines Wimmelbilds. Die vielen Schülerinnen und Schüler wuschelten durcheinander, das Individuum verlor an Bedeutung, man war im Strom. Ich muss unterwegs viel auf den Boden geschaut haben. Ich könnte das Muster des beige-braunen Kunstlaminats heute noch aufzeichnen. Genau wie die unglaublich hässlichen braunen Plastikwulste, die über der Kante jeder Treppenstufe lagen. Schutz vor den vielen Kindersohlen, die jeden Tag über sie liefen, rutschten, stolpten. Das Schönste am Treppenhaus war das Holzgeländer. Es muss alte Eiche gewesen sein. Es war dunkelbraun, fast schwarz. Und es fühlte sich warm an – anders als die heute üblichen Metall- oder Plastikhandläufe. Meine Hand fuhr fast immer daran entlang. Noch heute halte ich mich gern an Geländern fest. Dafür sind sie schliesslich da, oder?

Ich hatte erwartet, dass mich die Notizen stören würden. Hatte mir bereits ausgemalt, wie ich mein Unbehagen zum Ausdruck bringe; wie ich verlange, sie solle das Gekritzel bitte lassen und sich stattdessen auf das Gespräch konzentrieren. Was wichtig ist, werde sie sich schon merken können. Aber ich registriere es kaum. Zu sehr kämpfe ich mit meiner Unfähigkeit, die mir verfügbaren Worte so aneinander zu reihen, dass sie die nötige Bedeutung transportieren.

«Warum ich hier bin? Hm, nun, klar ist, dass der Leidensdruck grösser geworden sein muss. Warum sonst hätte ich mich jetzt plötzlich gemeldet und die vielen Jahre davor nicht? So oder so: Mein grundlegendstes Bedürfnis ist wohl das nach einer echten menschlichen

Verbindung.»

«Eine Verbindung? Wie meinen Sie das?»

«Nun, ich suche wohl das gleiche wie alle: Verstanden werden, Teil einer Gemeinschaft sein, Liebe, Inspiration – Sie wissen schon.»

«Sie fühlen sich nicht als Teil einer Gemeinschaft?»

«Irgendwie schon, irgendwie nicht. Ich kann mich überall einfügen, aber ich gehöre nirgends wirklich dazu. Verstehen Sie?»

«Vielleicht. Sie meinen, Sie passen sich an?»

«So ähnlich, ja. Ich versuche herauszufinden, was mein Gegenüber braucht oder sucht und nehme dann diese Rolle ein. Das gilt für die Themenwahl, die Körpersprache, die Tonalität und vor allem für die Direktheit bzw. Ehrlichkeit meiner Aussagen.»

«Die Ehrlichkeit?»

«Nun ja, wir lügen ständig, nicht wahr? Für viele ist das aber kein Problem. Sie merken es nicht oder es belastet sie nicht. Ich weiss immer, was ich eigentlich sagen will, sage dann aber bewusst etwas ganz anderes. Und wenn ich diese Vorsichtsmassnahme aufgebe, ist mein Gegenüber irritiert, verletzt oder beleidigt. Das ist doch lächerlich. Warum können wir uns nicht einfach richtig unterhalten? Echter Informationsaustausch, echte Debatten ohne Rücksicht auf unsere ach so fragilen Persönlichkeiten?»

Der kleine Plastikwecker auf dem Parkettboden hinter Frau Muntz zeigt mittlerweile 16:27 Uhr an. Wir unterhalten uns also seit bald einer halben Stunde. Es fühlt sich an wie Rudern im Schlamm. Meine Kiefermuskulatur beginnt sich zu verspannen. Und trotzdem kommen wir nicht weiter. Auch hier, im Büro einer Psychologin, reduziert sich der menschliche Kontakt auf das ständige Ringen um Verständnis.

Meine Gedanken driften ab. Nicht ungewöhnlich. In meinem Kopf läuft eigentlich nie nur ein Gedankenstrom. Auch deshalb ist mir die Stelle mit dem ominösen Sex-Ritual der geheimen Bruderschaft «Prieuré de Sion» im Roman «Sakrileg» von Dan Brown besonders gut in Erinnerung geblieben. Begründet wird der sexuelle Akt als Teil des Rituals nämlich mit der Tatsache, dass der Geist während des Orgasmus frei sei, dabei denke man an überhaupt nichts. *La petite mort*, den kleinen Tod, nennen ihn die Franzosen. Seither beobachte ich

mich beim Sex oder Masturbieren intensiv. Noch bin ich zu keinem definitiven Schluss gekommen. Manchmal ist da wirklich entspannendes Nichts. Aber es währt so kurz, einige wenige Sekunden, dass ich es kaum registriere. Und manchmal drehen sich die Zahnrädchen trotzdem weiter.

Unser abtastendes Hin und Her geht noch eine Weile so. Mein zielloser Monolog wird nur durch ihre kurzen Gedankenanstösse unterbrochen. Aber irgendwann stellt sie eine echte Frage, direkt aus dem Lehrbuch:

«Stellen Sie sich vor, Sie hätten eine solche Verbindung gefunden. Wie würde sich das anfühlen?»

«Und als nächstes werden Sie mich fragen, wo im Körper ich dieses Gefühl spüre, nicht wahr?»

«Vielleicht... Könnten Sie das beschreiben?»

Bevor ich antworten kann, beginnt auf dem Schreibtisch ein Handy zu klingeln. Es ist ein langweiliger, monotoner Klingelton. Die Psychologin steht auf, hastet zum Tisch.

«Sie können gerne rangehen.»

«Ach nein, keine Sorge, ist bloss ein Alarm. Ich muss etwas aufs Zeitmanagement achten. Klicke ihn gleich weg.»

Der kleine Wecker zeigt 16:55 Uhr an. You're on the clock.

«Nun, um auf Ihre Frage zurückzukommen, lassen Sie mich pathetisch antworten: Ich bin alt auf die Welt gekommen. Seither bin ich jeden Tag gealtert. Jetzt, obwohl erst 30, bin ich uralt. Wie es wäre, wenn ich so eine Verbindung hätte? Ich stelle mir vor, mich für einmal nach einem Gespräch nicht älter und erschöpfter, sondern jünger und energetischer zu fühlen. Und etwas weniger allein.»

Die Wandtafel bedeckte fast die ganze Stirnwand des Schulzimmers. Darüber hingen Buchstaben, einer pro A5-Blatt, in Schnürlschrift. Die Lehrerin zeigte oft mit einen Bambusstab darauf und blickte fragend in die Runde. Ich sehe sie vor mir, die Buchstaben. Weisses Papier, braune Schrift, von Hand geschrieben. Die Lehrerin ist bloss ein fleischfarbener Fleck. Ich bin nicht einmal sicher, ob es eine Frau war. Oder ob es sie überhaupt gab.

Anfangs ging es darum, die Buchstaben zu identifizieren. Später wurde von uns erwartet, ihre Position im Alphabet zu kennen. Irgendwann bildeten wir erste Wörter, dann ganze Sätze. Ich habe kaum Erinnerungen an diese ersten, sprachlichen Gehversuche. Geblieben ist bloss das Gefühl, dass vieles so schwierig zu verstehen war – und ein Diktat.

Es war nicht lang. In grosser Kinderschrift füllte der Inhalt ungefähr eine linierte A4-Seite. Es ging um eine Mühle. Sie stand auf einem Feld. Wind kam auf. Und darin gab es viele Wörter, von denen ich die korrekte Buchstabenanordnung nicht kannte. Der Auftrag war klar: Fünf Fehler. Mehr durfte das Diktat nach Abgabe nicht enthalten.

Ich spüre die Anspannung heute noch, die Frustration, die Scham. Wer es auf den ersten Versuch nicht geschafft hatte, musste zur Wiederholung antreten. Nach dem dritten Anlauf war nur noch ich übrig. Schliesslich durfte ich sogar abschreiben. Aber auch das half nicht.

Egal, wie oft ich es versuchte: Es fanden sich immer mehr als fünf Fehler im Text.

Die Lehrerin muss eine ähnliche Verzweiflung empfunden haben. Sie entschied sich, mir beim Schreiben über die Schulter zu sehen. Ich weiss nicht mehr, der wievielte Versuch es war. Es waren viele. Lange dauerte es nicht, trotz der vielen Übung. Es war ein Wort mit einem «tz». Ich vertauschte die Buchstaben. Statt zum Tipp-Ex zu greifen, versuchte ich, das «t» in ein «z» zu modellieren – und umgekehrt.

«Was machst du da?»

«Fünf Fehler. Wenn ich hier schon den ersten habe, dann schaffe ich es nicht.»

«Was? Aber nein, nein, nein. Eine Korrektur zählt doch nicht als Fehler! Du darfst natürlich korrigieren, wenn du merkst, dass du etwas falsch geschrieben hast.»

Nach diesem Versuch galt das Diktat als «bestanden». Sogar keinen einzigen Fehler hätte ich mehr gehabt, sagte ich die Lehrerin. Sie lächelte. Ich nicht. Ich zählte nach wie vor acht.

zwei

Es ist Unsinn zu
glauben, wir
hätten uns in ein
paar Tausend
Jahren in Wesen
einer höheren
Evolutionstufe
entwickelt.
Uns treibt an,
was alle
Tiere antreibt.